



Glaubenssachen

Sonntag, 9. Januar 2022, 08.40 Uhr

Welche Werte brauchen wir?

Von der Schwierigkeit, mit und ohne Religion Werte zu begründen

Von Wilhelm Schmid

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B.

Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors

zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Der Zug fährt ein, die Türen öffnen sich, eine junge Frau mit Kinderwagen will aussteigen. Es ist schwierig, den Wagen über die Stufen am Zug hinab zu manövrieren. Es herrscht Enge und Zeitdruck. Plötzlich aber sind helfende Hände da. Den zugehörigen Gesichtern nickt sie kurz zu. Danke. Dann gehen alle weiter. Keine spektakuläre Szene, einfach nur Alltag. Hilfe für Andere, die Hilfe benötigen. Ist das selbstverständlich? Ja, und doch sind es Werte, die diese Selbstverständlichkeit erst hervorbringen. Woher kommen solche Werte, wer vermittelt sie, was hält sie lebendig? Was sorgt für *soziale Kohäsion*, wie der entsprechende Fachbegriff heißt?

Das ist wohl die Standardfrage, seit es um die Organisation des Zusammenlebens geht, also vermutlich seit den Anfängen der Menschheit. Die Hoffnung, dass etwas die unterschiedlichsten Menschen verbindet und zusammenhält, geht damit einher. Anders als einst muss es aber kein totaler Zusammenhalt mehr sein, der nur mit fragwürdigen Methoden zu erreichen wäre. Ein relativer genügt. Werte können dafür von Bedeutung sein. Werte sind das, was wertvoll, wichtig und bedeutsam erscheint. Als Richtschnur und Eckpfeiler geben sie dem Leben Sinn und Halt. Einzelnen, aber auch Gruppen und schließlich der gesamten Gesellschaft dienen sie zur Orientierung beim alltäglichen Verhalten und bei schwierigen Entscheidungen. Daher musste in der geschilderten Situation niemand überlegen. Es war auch keine Zeit dafür da. Niemand fand das Verhalten falsch. Etwas lief richtig, ohne dass es der Rede wert gewesen wäre. Was sagt das über die Gesellschaft aus, in der wir leben? Ist sie besser als ihr Ruf? Wird das Ich eben doch flugs zum Wir, wenn es darauf ankommt?

Die Gesellschaft habe keine Werte mehr, beklagen manche. Vom Werteverfall ist die Rede, Andere sprechen vom Wertewirrwarr, da zu viele unterschiedliche und gegensätzliche Werte durcheinandergelassen werden. Das Interesse daran, dass die Gesellschaft eine Wertegemeinschaft sein soll, ist gleichwohl groß. Aber Werte können nicht nur verbinden, sondern auch spalten, da nicht alle dieselben Werte vertreten. Auf den Wert der Hilfe für Andere, auch Solidarität genannt, ist nicht immer Verlass. Und wie ist es möglich, dass in sozialen Netzwerken Kübel von Hass den Wert des Respekts für Andere konterkarieren? Wenn die Irritation darüber nicht abgetan wird, stellt sich die Frage: Wie kann der Zustand überwunden werden? Wer kann auf welche Weise die richtigen Werte festlegen, die von allen anerkannt und nicht nur lautstark propagiert, sondern ohne viel Aufhebens auch zuverlässig gelebt werden?

Lange in der Geschichte war es der Rahmen der Religion, der immer auch Werte festlegte. „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist“, konnte Johann Sebastian Bach in der Kantate Bach-Werke-Verzeichnis 45 überzeugt sein. Aber es gibt verschiedene Religionen und auch viele Menschen ohne Bekenntnis, also kann es bei einer rein religiösen Begründung von Werten nicht bleiben. Zudem haben Menschen in Religionen den von ihnen proklamierten Werten wie etwa der Nächstenliebe zu oft zuwidergehandelt, als dass diese Werte noch uneingeschränkte Glaubwürdigkeit genießen könnten. Und anhand welcher Werte soll beispielsweise mit sexuellen Orientierungen umgegangen werden, die von einigen mit Bezug auf Schriften, die als heilig verehrt werden, als unnatürlich und angeblich nicht von Gott gewollt verworfen werden?

In einer freien Gesellschaft können Werte nicht mehr einfach verordnet werden. Ihren Zusammenhalt verdankt sie nicht Normen, die unhinterfragbar wären, sondern selbst gewählten Formen, ausgehend von Fragen wie: Was finde ich besonders wertvoll? Was ist in meinen Augen schön? Vermutlich das, was ich bejahen kann. Aus diesem *Bejahenswerten* resultieren Werte. Ein Mensch, eine Beziehung, ein Ding, eine Sache, ein Bild, eine Erfahrung mag *in sich selbst* wertvoll sein, aber entscheidend ist, ob ich diesen Wert bejahe. Dadurch gewinnt jemand oder etwas an Wert. Eine einfache Regel hilft dabei dem Ich, Andere mit einzubeziehen, die *Goldene Regel*. Sie ist in allen Gesellschaften rund um die Erde seit langem bekannt und spricht das Eigeninteresse an: Behandle Andere so, wie du selbst behandelt werden willst. Wenn du Hilfe von Anderen erhoffst, sei selbst hilfreich. Wenn du Verlässlichkeit gut findest, sei selbst verlässlich. Wer dann erfährt, wie gut es sich anfühlt, hilfreich, verlässlich, solidarisch zu sein, hält sich schon aus reiner Freude an diese Werte. Es handelt sich um eine Wertschätzung, um eine mehr oder weniger bewusste Schätzung von Werten.

Die Wertschätzung ist ein fortwährender, nie abgeschlossener Prozess. Der findet im Inneren des Ich statt, aber äußere Ereignisse und Äußerungen von Anderen nehmen darauf Einfluss. Der Mord an einem *Man of Color* in den USA beispielsweise führte weltweit dazu, dass Menschen ihre Haltung und ihr Verhalten in Bezug auf Rassismus zu überdenken begannen.

Auf dem Weg der Wertschätzung vieler Einzelner gewinnt der Wert der Solidarität mit Anderen unabhängig von Hautfarbe und Alter an Realität. Was Menschen wertschätzen, schützen sie auch. Auch der Schutz durch Gesetzgebung und staatliche Institutionen kommt durch eine allgemeine Wertschätzung über politische Wahlakte zustande, auf die alle mit ihrer Wahl Einfluss nehmen können.

Die Wertschätzung kann sich ändern, wenn sich die Lebenssituation ändert, das zeigt sich ebenfalls an Beispielen. Wer Mieter ist, hat bestimmte Vorstellungen von Werten, beispielsweise von der Verlässlichkeit des Vermieters, der aus der Sicht des Mieters leider meist nur materielle Werte im Sinn hat. Interessant ist, was geschieht, wenn der Mieter selbst zum Vermieter wird. Plötzlich erscheinen ihm Mieter in einem anderen Licht, denn die machen mit seinem Eigentum, was sie wollen und werden dabei auch noch vom Staat geschützt. Ähnlich interessante Veränderungen des Wertehorizonts ergeben sich, wenn ein Arbeitnehmer zum Arbeitgeber wird. Wäre es angesichts dessen nicht eine gute Idee, ab und zu in Gedanken einen Perspektivwechsel vorzunehmen, um einen Eindruck davon zu gewinnen, wie Andere zu ihren Werten kommen und wie sie auf dieser Basis besser angesprochen werden können?

Unabdingbar für das Zustandekommen von Werten ist jedoch nicht nur ihre Wertschätzung, sondern auch ihre *Realisierung*. Sich für Werte auszusprechen, ist einfach. Weniger einfach ist es, sie selbst zu realisieren. So bejahenswert bestimmte Werte sein mögen, so abhängig sind sie von ihrer Verwirklichung. Die ist erneut auf einzelne Ichs angewiesen. Alle Eltern und Erziehenden wissen aus Erfahrung, wie wenig das Predigen hilft, wie viel hingegen das eigene Beispiel zählt. Was Werten die meiste Überzeugungskraft verleiht, ist letzten Endes das Argument der eigenen Lebensführung. Die Gesellschaft kommt zu Werten, indem der oder die Einzelne sie realisiert. Was sagt der

angebliche Werteverfall also über die Gesellschaft aus? Fehlt es etwa an Menschen, die ihr Leben wirklich an Werten ausrichten? Unterlassen das immer nur die Anderen?

Alle wissen aus Erfahrung, dass schon der relativ harmlose, im Alltag aber nützliche Wert der Pünktlichkeit einer eigenen Anstrengung, einer *Selbsterziehung* bedarf. Dazu schon als Kind erzogen worden zu sein, ist hilfreich, reicht aber nicht immer fürs Leben aus. Das gilt ebenso für andere individuelle Werte wie Wahrhaftigkeit, Mut und Treue, für soziale Werte wie Solidarität, Gemein Sinn und Respekt, für demokratische Werte wie Toleranz und Kompromissbereitschaft. Auch der eingangs geschilderten Szene lagen vermutlich Erziehung und Selbsterziehung zugrunde. Es bedarf einiger Beharrlichkeit, um Werte einzuüben, sich an sie zu halten und sie durchzuhalten. Statt sich darüber zu entrüsten, dass es Verlogenheit, Ellbogenmentalität und Opportunismus in dieser Welt gibt, kommt es darauf an, selbst an der Verwirklichung dessen zu arbeiten, was nach eigener Wertschätzung für richtig gehalten wird. Mit gutem Beispiel voranzugehen und damit die Urteilsbildung Anderer zu beeinflussen, ist freilich schwieriger, als Andere bei der Realisierung von Werten zu überwachen.

Nicht einfach ist die Realisierung aber auch, weil Werte zu *Konflikten* neigen. Sie sind nicht etwa harmonisch aufeinander abgestimmt, sondern liegen häufig im Widerstreit miteinander. Einen hohen Wert sehen viele Menschen in *Beziehungen*, in Liebe, Freundschaft, Familie jeder Couleur, Nachbarschaft, Bekanntschaft, Kollegialität, in der Zugehörigkeit zu Gruppen, Clubs, Vereinen. Aber was wird aus den Beziehungen, wenn die Freiheit wichtiger erscheint, jederzeit tun und lassen zu können, was das Ich will? Keine Frage, auch *Freiheit* ist ein hoher Wert, eine großartige Errungenschaft. Sie bedroht aber den Wert verlässlicher Beziehungen, wenn die Beteiligten sich nicht mehr aufeinander verlassen können. Dass der Mangel an Verlässlichkeit der Tod einer Beziehung ist, ist keine seltene Erfahrung in einer Zeit, in der die individuelle Freiheit als höchster Wert gilt. Irgendwann muss ein Ich sich entscheiden: Freiheit oder Bindung? Im Zweifelsfall wird in moderner Zeit oft die Beziehung geopfert.

Schon in der Familie ist es der Zusammenhalt, der das Leben leichter macht, während Zerwürfnisse es schwerer machen. Der wichtigste Wert für Zusammenhalt aber dürfte die *Verlässlichkeit* sein. Einzelne Ichs können für sie sorgen, sowohl im privaten Leben als auch beruflich in Behörden, Institutionen und Unternehmen. Das Gefühl von Heimat wird gestärkt, wenn ein Ich sich in der sozialen Umgebung, im Dorf, in der Stadt und im ganzen Land auf Andere verlassen kann. Verlässlichkeit begründet Vertrauen. Wenn ich mich darauf verlassen kann, dass eine Zusage eingehalten wird, erleichtert das die Lebensbewältigung. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist, dass ich selbst Zusagen einhalte.

Diskutiere ich mit Anderen darüber, erscheint ihnen ein Wert wie Verlässlichkeit allerdings oft sekundär. Primär sei vielmehr die *Würde des Menschen*, die anders als die Verlässlichkeit ja auch im Grundgesetz verankert sei. Aber die Unterscheidung von primären Haupt- und sekundären Nebenwerten ist problematisch, auch bei einem so grundlegenden Wert wie der Würde des Menschen. Denn es kann sein, dass die Würde zugrunde gerichtet wird, wenn es keine Verlässlichkeit gibt. Die Würde mag unantastbar

sein, aber manche tasten sie dennoch an. Kommt es dann zu Übergriffen, ist es wichtig, sich auf die Hilfe Anderer und die Arbeit von Menschen in Institutionen wie Polizei und Gerichten verlassen zu können. Der Wert der Verlässlichkeit bürgt für vieles, was ohne ihn hinfällig wäre.

Meist ist bei Werten im Übrigen von *ideellen Werten* die Rede. Die Lebenspraxis zeigt aber, dass auch *materielle Werte* eine Rolle spielen, und dafür gibt es gute Gründe. Denn was wird aus der Würde eines Menschen, wenn er seinen Lebensunterhalt nicht selbst verdienen kann? Was wird aus einer Beziehung, wenn das Geld hinten und vorne nicht reicht? Im modernen Leben wollen Menschen sich etwas leisten können, kleinere und größere Dinge, etwa ein Smartphone oder ein Auto. Häufig stehen die materiellen Werte für etwas Ideelles, das Auto etwa für Freiheit, das Smartphone für Zeitvertreib und ständige Kontakte zu Anderen. „Geiz ist geil“ gilt nicht für materielle Dinge, denen ein großer ideeller Wert zugemessen wird. Verlässlichkeit ist erneut wichtig: Ein Auto, das zu oft in die Werkstatt muss, verliert ebenso an Wert wie ein Smartphone, das zu schnell entlädt. Wird das Leben jedoch nur noch an materiellen Werten orientiert, die keinen ideellen Wert mehr haben, verliert es an Sinn.

Eine große Wertschätzung kommt in den Augen vieler aktuell dem *Glück* zu. Es scheint sehr gut zur Autonomie, also zum Wert der Selbstbestimmung zu passen. Aber Menschen können nicht nach Belieben selbst über das Glück bestimmen. Es ist wankelmütig, wenig verlässlich, selten gerecht verteilt. Unglückliche Umstände und zufälliges Unglück sind durch keine Vorsicht und Absicherung restlos auszuschließen. Erst recht unglücklich werden Menschen, wenn sie glauben, dass ihnen das Glück eigentlich zusteht, bis sie von den Klippen hoher Glücksvorstellungen hinabstürzen in ein Leben, auf das sie nicht im mindesten gefasst oder gar vorbereitet sind. In anderen, eher nichtmodernen Gesellschaften ist das Glück nicht in solchem Maße an Autonomie und hohe Erwartungen gebunden. Vielmehr ist die Bereitschaft groß, vielleicht zu groß, sich dem zu fügen, was Schicksal genannt wird oder sonst wie von äußeren Mächten über den Einzelnen kommt. Wenn dann etwas Ungutes im Leben geschieht, das nicht mehr korrigierbar ist, droht wenigstens kein Absturz ins Bodenlose.

Wichtiger als das Glück dürfte der *soziale Sinn* sein, der ja auch viel Wertschätzung erfährt, zumindest theoretisch. Er ist in allen Arten von Beziehungen zu Anderen erfahrbar, in der direkten Kommunikation miteinander, in der praktischen Hilfe füreinander, auch ohne sich zu kennen, wie im eingangs geschilderten Fall. Und ebenso im Teilhabenkönnen am öffentlichen Leben, um sich als Teil der Gesellschaft wahrnehmen zu können. Tragen auch materielle Verhältnisse zum sozialen Sinn bei? Der gesellschaftliche Zusammenhalt wird in der Tat untergraben, wenn die Verteilung materieller Werte zu weit auseinanderklafft.

Ein erstrebenswertes Ziel dürfte die Realisierung einer *relativen* Gerechtigkeit sein, die von den meisten als halbwegs akzeptabel betrachtet werden kann. Wer sich einigermaßen gerecht behandelt fühlt, ist auch bereit, Zugeständnisse zu machen. Wie in jeder kleinen Familie wächst auch in der großen Gesellschaft die Bereitschaft, störende und ärgerliche Seiten in Kauf zu nehmen, sofern angenehme und erfreuliche Seiten für einen

Ausgleich sorgen. Wer sich hingegen schreiend ungerecht behandelt sieht, ist zu gar nichts mehr bereit. Dann zerbricht jeglicher Zusammenhalt.

Kann der Staat aber nicht auch *Impulse* zu einer wünschenswerten Wertschätzung geben? Laut Umfragen spricht sich eine Mehrheit der Gesellschaft beispielsweise dafür aus, ein *soziales Pflichtjahr* einzuführen. Je nach Ausgestaltung würde es jungen und vielleicht auch älteren Menschen einen Einblick in Verhältnisse geben, die sie von zuhause aus womöglich nicht kennen. Wohl situierte Menschen könnten soziale Situationen kennenlernen, die ohne Hilfe nicht gut zu bewältigen sind. Sie würden Einblicke in Lebenswelten gewinnen, denen sie ansonsten nicht nahegekommen wären und die doch auch Bestandteil der Gesellschaft sind. Die allermeisten derer, die solch einen Dienst leisten, würden ihn nach anfänglichen Schwierigkeiten nicht mehr missen wollen. Sie würden sich nicht mehr so sehr in Bastionen des Wohlfühlglücks einschließen, in denen alle Arten von negativen Nachrichten als Beeinträchtigung des eigenen positiven Lebensgefühls empfunden werden.

In der ganzen Gesellschaft könnte eine Verpflichtung zur *Hospitantz* Wunder bewirken. Am Arbeitsplatz könnte es etwa die erklärte Voraussetzung für den nächsten Karriereschritt sein, wenigstens einmal im Jahr einen Tag in einer anderen Abteilung, bei einer anderen Berufsgruppe zu hospitieren. Die Geographielehrerin hospitiert beim Deutschlehrer, die Chefin der Verkehrsbetriebe setzt sich selbst ans Steuer eines Busses, der Internist leistet Dienst im Labor, die Rechtsanwältin sitzt mit am Tisch der Richter, die einen Fall diskutieren. Wie ein *Sabbatical*, das die Welt und Berufswelt neu erschließt, verändert eine Hospitantz die Perspektive, und viele Perspektiven summieren sich zu einem erweiterten Blick. Das täte einer Gesellschaft, in der jeder nur noch sich selbst sieht, kaum jemand das Ganze, sehr gut.

In vielen Fällen führen Pflichten zu einer größeren Erfüllung, als ein bloßes Wohlgefühl sie je erbringen kann. *Pflichten* haben es jedoch schwerer als *Rechte*. Die Inanspruchnahme von Rechten resultiert aus dem Eigeninteresse des Einzelnen. Aus dieser Motivationsquelle werden Pflichten nicht gespeist. Werden sie nur ausgerufen, interessiert sich niemand dafür. Sie passen nicht zur Selbstbestimmung. Sie bedürfen einer Fremdbestimmung, die in der Demokratie wiederum nur durch eine Wertschätzung zustandekommen kann, die von vielen Ichs getragen und über die Wahl parlamentarischer Vertreter in Gesetze gegossen wird. Leitend kann jedoch bei größeren politischen Weichenstellungen wie bei kleineren Gelegenheiten im Alltag die Frage sein: Was wäre eine *schöne*, bejahenswerte, von Werten getragene Gesellschaft? Wäre es eine, die verlässlich, sozial relativ gerecht und ökologisch so klug wie möglich ist? Für diese Vision kann jede und jeder jeden Tag etwas wertvolles tun.

* * *

Zum Autor:

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin. Jüngste Buchpublikation: *Heimat finden – Vom Leben in einer ungewissen Welt* (Suhrkamp Verlag). www.lebenskunstphilosophie.de.